

Einleitung: Wissenschaft und Lebenswelt

Wolfgang Krohn

I. Industrialisierung und Philosophie

Die Diskussion über das Thema „Wissenschaft und Alltag“ hat seit ihrem Beginn in den 20er Jahren des letzten Jahrhunderts selbst etwas Alltägliches. Man könnte meinen, die Standpunkte sind eingenommen, die kontroversen Argumente ausgetauscht, der philosophischen und soziologischen Erschließung des Feldes ist begrifflich nichts Neues hinzuzufügen, - und im übrigen vollziehen sich die Prozesse der Verwissenschaftlichung und Technisierung immer weiterer Lebensbereiche begleitet aber wenig irritiert von den Bekundungen teils humanistischen teils militanten Protestes. Es ist jedoch möglich, dass Themen allein dadurch erneute Reflexion und Analyse hervorrufen, dass sie beständig sind. Das Thema „Wissenschaft und Alltag“ läßt sich von der geschichtlichen Entwicklung nicht auflösen, sondern wird immer wieder aktualisiert, eben weil die mit der Industrialisierung begonnene Entwicklung fortschreitet. Die Erneuerung, die die Thematik dabei erfährt, ist darin zu sehen, dass inzwischen – im Status der sogenannten Wissensgesellschaft – der lebensweltliche Alltag so imprägniert mit Formen der Wissenschaftlichkeit und Technizität ist, dass die Differenz zwischen Wissenschaft und Lebenswelt in ihrer klassischen Version keinen Sinn mehr macht, sondern einem neuen Integrationsmodus der Wissenschaft in der Lebenswelt weicht. Diesen Wandel werde ich in der Kürze einer Einleitung zu skizzieren versuchen.

Die Industrialisierung im 19. Jahrhundert hatte in allen ihren Entwicklungsstadien und auf allen Gebieten Unruhe in der Politik und in der kulturellen Reflexion ausgelöst. Man verstand, dass sich das Verhältnis des Menschen zu seinen sozialen und naturalen Einbindungen grundlegend ändert, wenn die Bestandssicherung nicht mehr auf der Beständigkeit der Tradition, sondern auf der Beständigkeit des Fortschritts beruht. Man erkannte, dass die sozialen Zeit- und Raumbeziehungen durch die neuen Transport- und Kommunikationsnetzwerke wie Eisenbahn, Dampfschiffahrt, Telegraphie und Telephonie sich über jede

Grenze hinweg erweiterten. Man erlebte, wie die Rhythmen der Gesellschaft sich von denen der Natur abhoben und diese durch die technischen Systeme der künstlichen Beleuchtung und Heizung aufbrachen. Die industriellen Fertigungssysteme lösten die Bezüge der handwerklichen Tätigkeit zur stofflichen Natur auf und degradierten die Natur zur Ressource von Rohstoffen für die eigentlich schöpferische Fabrikation. Das Wissenschaftssystem erreichte auf den Gebieten der organischen und anorganischen Chemie, der Elektrizität, dem Maschinenbau und der Medizin den lang ersehnten Durchbruch zu einer wissenschaftsbasierten Erzeugung neuer Technologien.

Die Spaltung in Konservative und Progressive (diese wieder in sich gebrochen) durchzog die Gesellschaft *politisch*, *ökonomisch* und *kulturell* – aber zunächst in einem erstaunlich geringen Maß *philosophisch*, wenn man von Marx absieht, der die Chance einer Modernisierung der Philosophie in der Antiphilosophie sah. 1886 schrieb Friedrich Nietzsche, der Seismograph des geistigen Wandels: „Die Presse, die Maschine, die Eisenbahn, der Telegraph sind Prämissen, deren tausendjährige Conclusion noch Niemand zu ziehen gewagt hat.“ (Menschliches, Allzumenschliches II, Aph. 278). Jenes berühmte Diktum Hegels aus der Vorrede der Rechtsphilosophie, nach der die Philosophie erst dann ihr „Grau in Grau“ malt, wenn eine „Gestalt des Lebens“ alt geworden ist, trifft auf die philosophische Reflexion der industriellen Technisierung der Gesellschaft zu, wenn auch dieser Prozess unvermindert fort dauert und immer weiter in Bereiche von größerer Eingriffstiefe vordringt. Der junge Marx stellte zu Recht das Thema der *Entfremdung* des Menschen aus seinen Einbettungen in die naturale Umwelt, seinen handwerklichen Gewohnheiten, institutionellen Traditionen und sozialen Beziehungen heraus. Insofern könnte man Marx durchaus als ersten Philosophen bezeichnen, der die Spannung zwischen Wissenschaft und Lebenswelt erfaßt hatte, wenn er auch diese Kategorie nicht verwandte. Von Entfremdung zu reden, fällt heute allerdings schwer, weil inzwischen der Gegenpol fehlt: dasjenige was uns durch fortgesetzte Modernisierung fremd wird. Im Gegenteil, es stellt sich inzwischen ein entgegengesetztes Problem: das der Inklusion „fremder“ technisierter Schöpfungen mit hochentwickelten kognitiven, kommunikativen und interaktiven Fähigkeiten in die Sozialgemeinschaft – das „Parlament der Dinge“, wie Latour es nennt.

Die philosophische Reflexion auf die Verwissenschaftlichung und Technisierung der modernen Gesellschaft ist mit der Entdeckung einer Kategorie verbunden, die vorher in der Philosophie nicht existierte oder doch keinen zentralen Stellenwert besaß: Lebenswelt bzw. Alltag. Mehrere Schulen können sich das Verdienst teilen, die systematische Reflexion auf einen Phänomenbereich gerichtet zu haben, der wegen seiner Alltäglichkeit so lange der begrifflichen Mühe nicht Wert war, wie er nicht in Frage stand. In Frage gestellt durch den

Positivismus der Wissenschaften und die Effizienz der Technologien, wurde er im Prozess seines Verschwindens interessant. Die Richtungen, die man unterscheiden kann, sind die Phänomenologie von Husserl über Heidegger zu Alfred Schütz, deren zentraler Begriff der Lebenswelt wurde, die Spätphilosophie Wittgensteins, die um die Basierung der Sprache in den Lebensformen kreist, und der praxistheoretische Marxismus, der die Fundierung allen zielgerichteten Handelns im alltäglichen Tätigsein suchte.

Auf das philosophische Schattendasein von Lebenswelt, Gewohnheit und Alltagspraxis fiel das Licht der Reflexion zu einem Zeitpunkt, als das Fundierungsverhältnis zwischen Technisierung und Lebenswelt schon umgekippt zu sein schien. Husserls und Heideggers Bemühungen wirkten auf viele Leser nicht wie das Aufgreifen eines neuen Themas, sondern wie ein trotziger Widerstand gegen die längst entschiedene Dominanz von Technik und Wissenschaft. Wittgensteins Absage an den progressiven Geist des Wiener Kreises und seine prekäre Neigung zur Idylle des Dorfschullehrers stehen der Schwarzwaldromantik Heideggers kaum nach. Und wie immer man die Episode von Heideggers Liaison mit Volksgemeinschaft und Führerkult deuten mag, sie steht nicht in einer zufälligen Verbindung zu seiner Philosophie. Dennoch gelten Heidegger und Wittgenstein als die bedeutendsten Philosophen des vergangenen Jahrhunderts. Erst durch ihre Analysen wurde das Problem des Fundierungsverhältnisses zwischen Wissenschaft und Lebenswelt sichtbar und als das Grundproblem der Modernisierung etabliert.

Zwischen Heidegger und Wittgenstein gibt es so viele gewichtige Unterschiede, dass man sich beinahe dafür entschuldigen muß, einen gemeinsamen Kern ihrer Philosophie benennen zu wollen. Selbst bei diesem Kern besteht der Unterschied, dass Wittgenstein niemals eine bestimmte traditionale Lebensform gegenüber der Modernisierung hat auszeichnen und festhalten wollen. Wohl ging es ihm um die unauflöslche Einbindung des Wissens und seiner Begründungen in den Vollzug des Lebens, aber nicht um die Auszeichnung bestimmter Lebensformen. Die Karriere der Philosophie Heideggers beruht freilich auch darauf, dass seine französischen und amerikanischen Interpreten seine Gedanken von dem Makel des konservativen Substantialismus befreiten. Die dauerhafte Bedeutung beider Philosophien geht darauf zurück, dass jede neue Phase der Verwissenschaftlichung das Grundproblem wieder aufwirft: Sind Wissenschaft und Technik eine legitime Basis zur Rekonstruktion aller unserer Lebensverhältnisse oder erblinden wir gegenüber ihrer funktionalen und instrumentellen Leistungsfähigkeit vor der Aufgabe, diese in die Sinnbezüge und Lebenspraktiken einzufügen, denen sie entstammen?

Die beiden parallelen technologischen Revolutionen der Gegenwart, Gentechnologie und Informationstechnologie, stellen in Aussicht, dass die Eingriffstiefe dieser Rekonstruktion noch einmal erheblich gesteigert wird. Wir müssen heute diskutieren, wie wir mit künstlichen Lebewesen, autonomen Robotern, künstlichen Kommunikatoren und mit unserer eigenen ‚Unsterblichkeit‘ umgehen wollen. Wir müssen mit der Gattungsüberschreitung zwischen naturalen und technischen Lebewesen rechnen, wenn wir zu Cyborgs mutieren. Die Computer- und Internetbasierung der modernen Lebenswelt steht erst in den Anfängen und hat jetzt schon zu Veränderungen geführt, die uns zwingen, unsere Sozialstrukturen neu zu denken. Selbst die Umweltkrisen erscheinen inzwischen vor allem als Herausforderungen zur Entwicklung komplexer und intelligenter technologischer Netze, die die Probleme der Verknappung von Rohstoffen und der Externalisierung von Emissionen weitestgehend in technikinterne Lösungen transformieren.

Inzwischen, so wäre das Fazit, ist der Gegensatz zwischen Wissenschaft und Technik einerseits und Lebenswelt andererseits verschwunden, weil unsere Lebenswelt durchgängig so technisiert ist, dass sie nur noch durch sich selbst transformiert wird. Sieht man von wenigen stabilen Tabus ab, wird man in jedem Diskussionsforum, das diesen Namen verdient, auf Vertreter der Ansicht stoßen, dass weitere Grenzüberschreitungen eher eine Frage der Gewöhnung und Regulierung als der ethischen Zulässigkeit sind. Letztendlich laufen alle Diskurse, wie fundamental kontrovers sie begonnen haben mögen, auf die Verhandlung von Bedingungen hinaus. – Man mag dies bedauern, aber auch hierin kann man einen großen Erfolg sehen. Historisch betrachtet ist es keineswegs selbstverständlich, dass der Einführung neuer Technologien die kritische Abwägung ihrer Folgen und eine diskursiv geordnete Rücksicht auf verschiedene Interessen vorhergehen. Aber die Verhandlung von Bedingungen der Einführung und Gestaltung stellt für diejenigen kaum einen schwachen Trost dar, die den Eintritt in neue Technologien verhindern wollen. Denn gerade darin – beispielsweise in der Beschränkung der Forschung zum therapeutischen Klonieren beim Menschen auf ein zunächst eng umgrenztes Feld - sehen sie das Betreten der schiefen Ebene, an deren Ende der klonierte Mensch steht. Die gespannte Situation der Gegenwart ist so beschreibbar: auf der einen Seite sind die Diskussionen über die Entwicklungen in Wissenschaft und Technik nie so offen, engagiert und kompetent geführt worden wie gegenwärtig; auf der anderen Seite haben sich die Wandlungsprozesse der Gesellschaft durch neue Technologien stärker beschleunigt und an Eingriffstiefe, Vielfalt und Tempo mehr zugenommen als in jeder vorhergehenden Phase.

II. Die Lebenswelt der Wissensgesellschaft

Die Vorstellung einer „autopoietischen“ Gesellschaft, in der durchgängig Technik an Technik anschließt und durchgängig Technik Technik verdrängt, wäre genau das Mißverständnis der „Seinsvergessenheit“, das Heidegger benennen wollte. Nur ist sie inzwischen soweit Realität, dass wir nun Lebenswelt neu konzipieren müssen. Sie steht nicht länger in einem Gegensatz zu Wissenschaft und Technik, sondern ist deren Praxis. Oder mit anderen Worten: Die Verwissenschaftlichung und Technisierung unseres Alltags ist unser Alltag geworden.

Wissenschaft und Technik als Praktiken des Wandels von Lebensformen – das ist das Thema, das neu ist gegenüber den Philosophien, die ich gestreift habe. Husserl hat diesen Gedanken gekannt, aber nur hinsichtlich der Anerkennung des theoretischen Lebens des Wissenschaftlers als eine spezifische Lebensform. Hier geht es aber gerade nicht um diese Sonderstellung, sondern um deren Auflösung, die durch die Integrationen von Formen der Wissenschaftlichkeit in die Lebenswelt stattfindet.

An dieser Stelle ist es notwendig, den Begriff von Lebenswelt und Alltag zu –umreißen, von dem ich ausgehen möchte. Ich tue dies so sparsam wie möglich, und ohne näher auf die Fachdiskussion einzugehen. Traditionell gilt als lebensweltlich und alltäglich, was dem kommunikativen und kognitiven Handeln einen unbefragten Kontext der Sinnggebung und eine unbefragte Grundlage der Praxis gibt. Unterschiedlich war die Ansicht darüber, in welchem Umfang diese unhintergehbaren Bestände kollektive Gemeingüter waren. Während es auf der einen Seite unstrittig ist, dass Lebenswelt in seinen sprachlichen, kulturellen und habituellen Dimensionen kein Privatgut sein kann, so haben sich auf der anderen Seite die Ansätze nicht durchgesetzt, die transzendente oder universelle Elemente der Lebenswelt zu definieren suchten (Schütz, Habermas). In der Soziologie geht man heute überwiegend davon aus, dass es sinnvoll ist, die Begriffe in den Plural zu setzen (wie schon Wittgenstein mit dem Begriff der Lebensform getan hat) und von empirisch unterscheidbaren Lebensstilen und Milieus zu reden. Dies ist nach meiner Einschätzung auch für den Themenkreis dieser Tagung zweckmäßig. Denn wenn wir von Prozessen der Verwissenschaftlichung und Technisierung reden, so haben wir nur selten die Gesellschaft als Ganze im Auge, sondern die Veränderung von Organisationskulturen und Arbeitspraktiken, von Lebensstilen und Kommunikationsformen, von institutionellen Vertrauens- und Legitimationsmustern. Dies schließt nicht aus, dass Veränderungen sich dann integrieren lassen zu einer neuen gesellschaftlichen Gesamtbeschreibung, wie wir dies im Auge haben, wenn von Industriegesellschaft oder Wissensgesellschaft reden.

Um nun auf die Ausgangsfrage zu sprechen zu kommen, ob sich in den Veränderungen von der Industriegesellschaft in die Wissensgesellschaft strukturelle Veränderungen im Verhältnis von Wissenschaft und Alltag abzeichnen, soll als Anknüpfungspunkt die Frage dienen, was denn in der gegenwärtigen Gesellschaft durchgängig als unbefragter und unthematisierter Hintergrund der Sinnggebung und der Handlungspraxis gelten kann. Und um gleich die Antwort zu geben, die ich hier plazieren (und wohl auch ein wenig überzeichnen) möchte: Ein solcher Hintergrund existiert nur noch in instabilen Bruchstücken, weil die Verunsicherung durch Expertise und Gegenexpertise, also durch wissenschaftsbasierte Problematisierung, Problemlösung und Wiedereintritt von Infragestellung in allen Lebensbereichen ihre Kontaktpunkte und Schnittstellen besitzt. Ob Gesundheit und Ernährung, Ausbildung und Berufsplanung, psychische Kondition und soziale Kompetenz, Umweltprobleme und Altersvorsorge – immer schon holt uns die Frage nach der Sicht der Experten ein und sowie diese explizit gestellt ist, wird aus überkommenen Überzeugungen ein Netz von Ungewißheiten, das selten und zu spät zu neuen Konvergenzen führt, um so häufiger jedoch zur Wahrnehmung verzweigter Risiken, die wenig zur Orientierung dienen. Wenn heute noch irgend ein allgemein anerkannter Hintergrund der Handlungspraxis und Sinnggebung existiert, dann dieser, dass ein institutionelles Vertrauen auf die Gewährleistung von Fachwissen nicht länger gegeben ist. Fast in das Gegenteil verkehrt, muß man sich eher darauf verlassen, dass in allen riskanten Fragen Experten die Unsicherheit steigern werden. Institutionentheoretisch liegt damit ein dramatischer Wandel vor. Denn institutionelle Erwartungen sind immer darauf gerichtet, Einstellungen, Praktiken und Überzeugungen zu stabilisieren. Dies geschieht zwar auch jetzt – aber nur noch in der reflektierten Form der *Stabilisierung von Fragwürdigkeit und Unzuverlässigkeit*. Diese Belastung des Alltags durch ein wissenschaftsbasiertes, permanent mitlaufendes Risikobewußtsein ist die neue Erwartungsstruktur, die das alte institutionelle Gefüge überlagert.

Innerhalb der Wissenschaft ist dieser Zusammenhang von Wissen und Nichtwissen, von Gewißheit und Unsicherheit geläufig. Seit der Studie von Ludwik Fleck über die „Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache“ (1935) ist bekannt, dass die Entdeckung neuer Unsicherheiten und Problemsichten die Produktion von abgesicherten, bestätigten Wissensbeständen übersteigt. Gerade deswegen ist in der institutionellen Konstruktion der Wissenschaft in der Gesellschaft der Neuzeit dem Wissenschaftssystem das Recht des freien theoretischen Diskurses und praktischen Experimentierens eingeräumt worden. Irrtümer und Fehlschläge sollten die Gesellschaft nicht belasten, sondern in den soziologisch umgrenzten Räumen des Labors und der Fachzeitschriften stattfinden. Erst die im Konsens der Fachleute und in der zertifizierten technischen Konstruktion abgesicherten

Ergebnisse des Wissens sollten die Gesellschaft erreichen. Auch wenn diese Abgrenzung in nicht wenigen Einzelfällen durchlässig waren und die Gesellschaft immer wieder sowohl mit fragwürdigen wissenschaftsbasierten Ideologien imprägniert als auch mit unzuverlässigen Technologien belastet wurde, so galt doch das Grundmuster, dass die Gesellschaft nicht mit der Offenheit und Unsicherheit der wissenschaftlichen Forschung, sondern nur mit der abgeschlossenen Gewißheit geprüfter wissenschaftlicher Ergebnisse konfrontiert werden sollte. Genau auf dieser Grundlage hat sich der eingangs dargestellte Konflikt zwischen Wissenschaft und Lebenswelt ergeben. Wenn nun aber Wissenschaft und Technik die Gesellschaft nicht mehr nur über ihre Ergebnisse, sondern über Prozesse des Forschens erreichen, ergibt sich ein grundlegender Wandel: Wissenschaft und Technik tragen die mit der Forschung verbundenen wechselseitigen Steigerungen von Wissen und Nichtwissen unmittelbar in die Prozesse der gesellschaftlichen Innovation hinein. Die Wissensgesellschaft ist eine Gesellschaft, die sich immer stärker auf die Wahrnehmung und den Umgang des mit zunehmendem Wissen verbundenen Nichtwissens einläßt. Die Praxis der Wissenschaft, das "doing science" wie Pickering sagt, „science in action“ nach Latour, die "Intervention in die Natur" nach Hacking, wird eine Praxis des Wandels, die Lebenswelt ebenso durchdringt, wie die Praxis der Politik und der Wirtschaft. Die institutionelle Sonderstellung der Wissenschaft anerkannte die Freiheit der Forschung unter dem Vorbehalt der Nichtbelastung der Gesellschaft durch Irrtum und Fehlschlag. Die Wissensgesellschaft jedoch ist verwoben mit - häufig anders deklarierten - Forschungsstrategien, die nach dem Modell der wissenschaftlichen Forschung mit den Mustern der experimentellen Praxis und des hypothetischen Diskurses durchzogen ist, deren Ausgang unvorhersehbar und ergebnisoffen ist und die daher der ständigen Beobachtung, Auswertung und Justierung bedürfen. Insgesamt wird in der Wissensgesellschaft Ignoranz (= Nichtwissen des Nichtwissens) übersetzt in Ungewißheit und Unsicherheit (=Wissen des Nichtwissens). Die Grundtendenz und der Grundkonflikt ist die Auflösung des Gegensatzes von Wissenschaft und Alltag durch eine neue Form der Verwissenschaftlichung, die im Kern nicht mehr darin besteht, Ergebnisse zu implementieren und dabei die Sozialstrukturen anzupassen, sondern die Modalitäten der Forschungspraxis zur Alltagspraxis zu machen. Die Wissensgesellschaft ist eine Gesellschaft der Selbst-Experimentation und der hypothetischen Entwürfe. Keineswegs zufällig erreichen diese Strategien die Lebensstile auch dort, wo es nicht um wissenschaftsbasierte Unsicherheit geht, sondern um die Versuche, der ständigen Exposition des Wandels mit angemessenen Einstellungen und Wertmustern zu begegnen.

Man wird zu Recht diese neuen Beziehungen zwischen Wissenschaft und Lebenswelt für überzeichnet halten. Es sollte eine Pointierung sein, mit der ich darstellen wollte, warum nach meiner Sicht das Thema beständig ist. In seiner heutigen Struktur schließt es einer-

seits an die Diskussionen an, die in Philosophie und Soziologie im letzten Jahrhundert begannen, und signalisiert andererseits zugleich den Wandel, den zu analysieren und reflektieren sich diese Tagung zum Ziel gesetzt hat.